

Marlene Bach wurde 1961 in Rheydt geboren und wuchs nahe der holländischen Grenze auf. Sie ist promovierte Psychologin und lebt seit 1997 in Heidelberg. Im Emons Verlag erschienen bereits ihre Romane »Elenas Schweigen«, »Kurpfälzer Intrige«, »Ab in die Hölle« und »Kurpfalzblues«.

MARLENE BACH

# Kurpfalzgift

DER BADISCHE KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Der historische Roman über Perkeo, der im Buch erwähnt wird, ist von: Laufenberg, Walter (2010). Perkeo. Der Zwerg von Heidelberg. Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur.

emons:

## Aufziehende Stürme

Am liebsten hätte er mit der Faust vor die Scheibe geschlagen. Die Fahrt war völlig umsonst gewesen. Eine Pleite. Eine verdammte Pleite.

Doch draußen rauschte die Welt vorbei, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Gelbe Forsythienbüsche am Bahndamm, die braune Erde der frisch gepflügten Felder, in der Ferne die letzten Ausläufer des Schwarzwaldes in ihrem ewig dunklen Grün. Der Zug fuhr so schnell, dass die Farben vor dem Fenster sich zu einem bunten Band verknüpften.

Die junge Frau, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, strich eine der dunklen Haarsträhnen aus ihrem Gesicht. Ihre Haut war hell, fast weiß. Wie Porzellan.

Nur zu gern hätte er die Hand ausgestreckt, um mit den Fingerspitzen über ihre Wange zu fahren.

Sie schien bemerkt zu haben, dass er sie ansah.

»Ist was?«, fragte sie.

»Entschuldigung. Sie erinnern mich nur an jemanden.« Viktor Beerkamp bemühte sich um ein Lächeln. »An eine sehr schöne Frau.«

Sie sah aus wie Irina, als er sie kennenlernte. Wie Irina, als sie das erste Mal mit ihren dunklen, fast schwarzen Augen unsicher zu ihm hochgeschaut und sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht gestrichen hatte.

Vielleicht erinnerte ihn die junge Reisegefährtin auch nur deshalb an Irina, weil jede Frau ihn an sie erinnerte. Eine Geste, ein Blick, ein Geruch, immer war es Irina. Sein schöner, zarter Schmetterling, der davongeflogen war. Verwandelt in eine Motte, mit kurz geschorenen Haaren und dummen Gedanken im hübschen Kopf.

*Du musst dich damit abfinden*, hatte Fred gesagt. *Sie kommt nicht zurück.*

Wie so oft täuschte sich Fred.

Er kannte Irina so gut wie kein anderer. Sie war ein Teil von

### Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Marlene Bach

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Satz: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-057-3

Der Badische Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

ihm und er von ihr. Er wusste, wie sie dachte und fühlte. Sie würde zurückkommen.

Selbst wenn im Moment nicht alles so lief, wie er es sich vorgestellt hatte. Die Fahrt nach Freiburg war eine einzige Enttäuschung gewesen. Er hatte vor verschlossener Tür gestanden.

Aber die hässlichen Dreckflecken, mit denen die scheinbar weiße Weste besudelt war, die würde er schon noch sichtbar machen. Widerliche, abstoßende Dreckflecken.

Es war alles nur eine Frage der Zeit.

Viktor Beerkamp schloss die Augen, ließ die Bilder hochsteigen, die er so sehr liebte.

Irina, nackt auf dem Bett. Sie schmiegte sich an ihn. Fast war es, als könnte er die Wärme ihres Körpers fühlen, den Duft ihrer Haut riechen. Sie spüren, während seine Hand langsam ihren Rücken entlangglitt.

Die Ansage aus dem Lautsprecher vertrieb seine Träume.

*Verehrte Gäste, in wenigen Minuten erreichen wir Heidelberg Hauptbahnhof. Sie haben Anschluss an den IC nach ...*

Viktor Beerkamp zog seinen Mantel an und begab sich Richtung Ausgang.

Der Zug hielt, fast lautlos schob sich die Tür zur Seite.

Mit der Menge trieb er nach oben, die Treppe hoch, den Gang entlang bis zur Buchhandlung. Die Ständer vor dem Ladeneingang waren vollgepackt mit Karten.

Welche würde Irina wohl gefallen? Eine von der Alten Brücke? Das Schloss mit seinen roten Sandsteinmauern und dem halb verfallenen Turm?

Das Schloss natürlich. Auf der Terrasse, wo der Neckar ihnen zu Füßen lag, hatte er ihr den Antrag gemacht. Und als die Welt noch in Ordnung gewesen war, hatten sie im Schlosshof Verdi und Rossini gehört, und die Fledermäuse waren über ihre Köpfe hinweggeschwirrt.

Er kaufte die Karte und im Blumenladen gegenüber alle roten Rosen, die es dort gab. Dann stieg er auf dem Bahnhofsvorplatz in den Fond eines Taxis.

»In die Durinstraße, bitte!«

In der Innentasche seines Mantels suchte er nach einem Stift.

»Haben Sie mal etwas zu schreiben für mich?«

Wortlos hielt der Taxifahrer ihm einen Kuli hin.

»Ich gebe Ihnen eine Adresse. Wenn Sie mich abgesetzt haben, bringen Sie die Blumen dort vorbei. Ich bezahle das. Sie müssen es aber gleich erledigen, es ist wichtig. Sehr wichtig! Und passen Sie auf, dass die Karte nicht rausfällt.«

Er schrieb, ohne lange zu überlegen:

*Geliebte Irina!*

*Mein verirrter Schmetterling! Ich denke an dich bei jedem Herzschlag und jedem Atemzug! Es ist nicht alles nur schwarz oder weiß. Auch du wirst das noch erkennen. Dann werden wir wieder glücklich sein.*

*In inniger Liebe,  
dein Viktor*

Und wenn sie uneinsichtig blieb? So naiv, wie sie manchmal war?

Der Gedanke schnürte ihm den Hals zu. Viktor Beerkamp löste den Knoten seiner Krawatte und öffnete den Hemdkragen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er ließ das Fenster hinunter.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Taxifahrer, der ihn über den Rückspiegel musterte.

Dieser dämliche Idiot. Was für eine Frage!

Nichts war in Ordnung. Gar nichts.

\*\*\*

Das raue Wetter vom Vormittag weitete sich langsam zum Sturm aus. Ein Regenschauer nach dem anderen prasselte herab, und der Wind zerrte wütend an allem, was ihm im Weg war. Düsteres Aprilwetter.

Maria schaute aus dem Fenster der Polizeidirektion auf die gegenüberliegende Straßenseite, wo ihr Chef gerade unter den Arkaden verschwand.

Hoffentlich fegte ihn ein Windstoß davon. Oder er wurde krank. Genau. Die Pest sollte Ferver bekommen. Dicke hässliche Pestbeulen. Auf jeden Fall irgendetwas, sodass er die nächsten Wochen nicht zum Dienst kommen konnte.

Wieder so ein öder Tag. Montag. Sie hasste Montage.

Noch acht Jahre hatte sie bis zur Pension. Das waren wie viele Montage? Aber wenn das hier so weiterging, dann würde sie sowieso vorher sterben. Und in ihrer Todesanzeige würde stehen: Wir trauern um Hauptkommissarin Maria Mooser, die leider an einer Papierallergie verstarb.

»Hoffentlich taucht der Blödmann heute nicht wieder auf.«

»Ist dir schon aufgefallen, dass du in den letzten Tagen ständig herummoserst?« Arthur wischte sorgfältig mit einem Lappen über die Platte seines Schreibtischs.

»Eine kleine Missstimmung wird mir ja wohl erlaubt sein. Ich tue seit Wochen nichts anderes, als Überstundenzettel und Dienstreiseanträge zu kontrollieren.«

Das hatte sie nur Ferver zu verdanken. Diesem Mistkerl.

»Sei doch froh, dass du in Ruhe mal deine Verwaltungssachen erledigen kannst«, bemerkte Arthur und versenkte den Putzlappen im Wassereimer. »Was willst du denn? Mord und Totschlag? Sodom und Gomorrha?«

»So was Ähnliches.«

»Du solltest es besser nicht heraufbeschwören, Maria. Kennst du nicht den Spruch: Wehe dem, des Wünsche in Erfüllung gehen! Außerdem kann Ordnung schaffen außerordentlich befriedigend sein.« Arthur strahlte, als hätte er einen der schwierigsten Fälle seit Langem gelöst. »Sieh mal, so sauber war mein Schreibtisch schon ewig nicht mehr.«

»Ja. Und morgen bindest du dir noch ein Schürzchen um und servierst uns den Kaffee.«

»Das mache ich hier sowieso schon seit Jahren. Allerdings ohne Schürzchen.«

Recht hatte er. Genauso war es. Wie konnte sie nur so boshaft sein?

Wahrscheinlich kam es davon, dass sie jeden Abend allein auf ihrem Sofa saß. Arno, der in der Wohnung über ihr wohnte, aber in den letzten Monaten die meiste Zeit bei ihr verbracht hatte, war zurück nach Genua gefahren, um seinen neuen Reiseführer zu Ende zu schreiben.

Noch zwei Wochen, hatte er gesagt. Das war vor vier Wochen gewesen, und er war immer noch nicht zurück.

»Tut mir leid«, entschuldigte Maria sich kleinlaut. »Ich weiß, ich bin unausstehlich.«

»Unausstehlich? Du neigst ein wenig zur Untertreibung.«

Arthur stellte das Telefon wieder auf seinen alten Platz zurück. Schon klingelte es.

Als er abhob, drang Gemurmel aus dem Hörer, dann Gelächter.

»Aha.« Arthur nickte zweimal hintereinander. »Sicher, mache ich. Sehr gern.« Er legte auf. »Die Kollegen vom FLZ.«

»Und?«, fragte Maria. »Was gibt es?«

Das FLZ war das Führungs- und Lagezentrum, in dem alle Polizeinotrufe aus der Region einliefen.

»Arbeit für dich. Es ist ...« Arthurs Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. Er sah aus, als wäre er kurz davor loszuprusten.

»Also, was? Nun sag schon!«

»Anscheinend ein höchst brutales Verbrechen. Jemandem wurde der Kopf abgeschlagen.«

»Der Kopf? Abgeschlagen? Mein Gott! Sag bloß nicht, da läuft wieder so ein Irrer mit dem Samuraischwert durch die Gegend!«

»Ganz so schlimm ist es nicht. Allerdings ist die Sache schon mehr als außergewöhnlich: Das Opfer ist ein Zwerg.«

»Ein Zwerg. Wieso ein Zwerg? Ist das Opfer so klein, oder was?«

»Sehr klein. Nach meiner Erfahrung nicht größer als dreißig Zentimeter. Es trägt eine Zipfelmütze und hat meistens ein Gießkännchen in der Hand.«

Maria stand auf. »Dreißig Zentimeter? Mit Gießkännchen? Macht ihr euch über mich lustig?«

»Ich gebe nur weiter, was der Kollege gemeldet hat. Er hat gesagt, der Anruf sei eben reingekommen. Ein Zwerg habe den Kopf verloren.«

»Wollt ihr mich zum Narren halten?«

»Aber, Maria! So etwas würden wir uns doch nie erlauben.« Arthur grinste. »Weißt du übrigens, wo mein Schürzchen ist? Ich wollte jetzt den Kaffee servieren.«

Maria lief aus dem Zimmer, stürmte den Flur entlang, hinunter zum FLZ. Was erlaubten die sich für Scherze? Klein wie Gartenzwerge würde sie die machen.

Sie riss die Tür auf. »Was soll das? Wollt ihr mich verar...«

»Nein, nein!« Der Kollege, der am Telefon saß, hob abwehrend die Hände. »Alles echt! Er hat sich gerade noch einmal gemeldet. Beim ersten Anruf ging es nur um einen Zwerg. Aber es wird immer besser.«

Er spielte ihr die Aufzeichnung vor.

Ein Junge war zu hören. Er sprach so schnell, dass man ihn kaum verstehen konnte.

»... das Pferd, das ist auch kaputt ... und ... und der Tiger auch. Sie müssen schnell kommen.«

»Ist jemand verletzt?«

»Die haben alles kaputt gemacht. Das waren die Terroristen.«

»Jetzt nenn mir erst einmal deinen Namen!«

Man hörte das Kind atmen. Hastig, wie jemand, der vor Aufregung kaum Luft bekam.

»Wie heißt du?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Aber du wirst mir doch deinen Namen nennen können!«

Einen Moment war es still am anderen Ende. Dann erklang das Besetztsymbol. Der Anrufer hatte aufgelegt.

## Fallobst im Frühjahr

Sie fuhren durch Handschuhsheim, den nördlichsten der Heidelberger Stadtteile. Vorbei an der kleinen Burg, die mitten im Ort lag und aussah, als gäbe es hinter dem verschlossenen Tor noch ein mittelalterliches Treiben mit Mägden in wollenen Kleidern und Knechten, die Weinfässer über den gepflasterten Innenhof rollten.

Nach einer Linkskurve verengte sich die Straße mehr und mehr, führte an Fachwerkhäusern, Geschäften und Gaststätten vorbei und wurde schließlich zum engen Schlauch.

Aus diesem Stadtteil war der Anruf gekommen. Die Adresse, die die EDV zur angezeigten Telefonnummer ausgespuckt hatte, lautete auf einen Mann namens Viktor Beerkamp. Doch bei ihrem Versuch zurückzurufen, hatten sie niemanden erreicht.

Natürlich hätte man eine Streife losschicken können. Aber die Chance, den Papierstapeln in ihrem Büro zu entfliehen, wollte Maria sich nicht entgehen lassen. Sie hatte Alsberger dazu verdonnert mitzukommen. Und jetzt, da sie allein mit ihm war, hatte sie vielleicht endlich die Gelegenheit zu erfahren, wie es ihrer Tochter ging.

»Wie sieht es denn mit Veras Prüfungen aus?«, fragte sie, so beiläufig wie möglich.

Vera meldete sich bei ihr so gut wie gar nicht mehr. Und Alsberger musste Bescheid wissen. Denn der junge Mann neben ihr, mit seinem dezenten Geruch nach teurem Rasierwasser und den blank geputzten Armani-Schuhen, war nicht nur ihr Assistent, sondern seit geraumer Zeit auch Veras Freund.

Normalerweise war ihre Tochter vor Prüfungen ein einziges Nervenbündel. Dafür hatte Alsberger in den letzten Tagen erstaunlich gute Laune gehabt.

»Prima«, sagte er. »Läuft alles super.«

»Ach, wirklich?«

Kaum zu glauben. Log der sie an, damit sie sich keine Sorgen machte?

Maria sah gerade noch das Straßenschild.

»Da, das ist die Durinstraße. Da müssen wir rein.«

Sie hatte gar nicht gewusst, dass hier, so weit in den Wald hinein, überhaupt noch Häuser standen.

Die Durinstraße war eine kurze Stichstraße, die in einen Forstweg übergang. Das Gebäude, nach dem sie suchten, stand fast am Ende.

Es war doppelstöckig und hell gestrichen. Ein gepflasterter Weg führte durch den Vorgarten, über eine kleine Rasenfläche, an deren Seiten in den Beeten die ersten Frühlingsblumen rot und gelb leuchteten.

Als Maria ausstieg, riss eine Böe ihr fast die Autotür aus der Hand. Hier oben war der Sturm noch viel deutlicher zu spüren als unten in der Stadt.

Kaum hatten sie den schmalen Weg im Vorgarten betreten, fegte der Wind um sie herum, als wollte er sie bis vor die wuchtige Haustür schieben. Eine Tür aus Bronze, die aussah wie ein großer dunkler Schlund. Bereit, jeden zu verschlingen, der sich durch sie hindurchtraute. Aus dem Metall waren kunstvoll einige Figuren herausgearbeitet, kleine Szenen, Menschen, die beieinanderstanden.

Das Schild, das neben der Tür an der Hauswand angebracht war, verriet die Namen der Bewohner: Anna Beerkamp und Viktor Beerkamp.

Alsberger fuhr sich durch die kurzen blonden Haare.

»Sieht irgendwie nach Kirche aus, finden Sie nicht?«

Er drückte auf die Klingel. Ein dumpfer, tiefer Gong erklang.

»Mutter Maria«, sagte er und klingelte noch einmal.

Was sollte das denn jetzt? Sie duzten sich ja nicht einmal.

»Wieso Mutter Maria? Meinen Sie etwa mich?«

»Nur keine Sorge. Ich schwöre: Ich werde Sie niemals ›Mutter Maria‹ nennen. Niemals. Großes Ehrenwort.«

Alsberger zeigte auf die Tür.

»Hier! Ich meine das da. Da geht es um Maria, die Mutter Gottes. Mutter Maria! Sieht man doch. Hier ist die Szene, wo sie unter dem Kreuz steht. Und das da, das ist am Grab Jesu.«

Maria schaute noch einmal genau hin. Tatsächlich, es war ein Kreuz, was da zu sehen war. Menschen, die davor knieten und die Hände verzweifelt in die Höhe reckten. Darunter eine Frauenfigur, die in den verschiedenen Szenen immer wieder auftauchte.

»Sie können mir ruhig glauben. Ich kenne mich da aus. Ich bin katholisch. Das hier, das ist das, wo der Erzengel Gabriel Maria verkündet, dass —«

»Ist schon gut, Alsberger. Ganz bestimmt kennen Sie sich mit den Erzengeln ausgezeichnet aus. Und jetzt klingeln Sie noch mal.«

Sie standen einen Moment da und warteten. Aber nichts passierte.

Der gepflasterte Weg setzte sich nach rechts fort und führte offensichtlich um das Gebäude herum.

»Gehen wir mal hinten rum«, schlug Maria vor.

Sie gingen an der Hauswand entlang. Als sie um die Ecke bogen, traf sie ein solcher Windstoß, dass Maria sich an die Mauer lehnen musste, um nicht umzufallen. Selbst der riesige Baum, der hinter dem Haus mitten auf dem Rasen stand, schwankte bedrohlich im Wind.

Auch hier war niemand. Nicht einmal ein Gartenzweig. Dafür entdeckten sie ein paar Meter weiter bei einer Terrasse eine gläserne Schiebetür, die einen Spalt offen stand.

Alsberger schob sie so weit auf, dass sie ins Haus hineinkonnten.

»Hallo! Ist jemand da?«, rief er.

Ein Kamin, helle Sessel mit hohen Lehnen, ein niedriger Tisch, auf dem eine Zeitung lag. Alles sah friedlich aus.

Sie gingen weiter, vom Wohnzimmer aus in den Eingangsbereich, eine Art kleiner Halle, mit der wuchtigen Tür, vor der sie eben von der anderen Seite gestanden hatten.

Von innen sah sie nicht ganz so kunstvoll aus. Ein paar Buchstaben waren aus dem Metall gehämmert, aber von »Mutter Maria« war nichts mehr zu erkennen.

»Ziemlich duster hier«, murmelte Alsberger.

In der Tat. Die Decke war mit Holz vertäfelt, das wohl mit den Jahren nachgedunkelt war, und den Boden bedeckte ein dicker brauner Teppich. Das einzig Anheimelnde waren ein paar rosafarbene Seidenblumen in einer Bodenvase, die nach einem verzweifelt Versuch aussahen, den tristen Eindruck etwas abzuschwächen.

»Hallo? Ist hier jemand?«, rief Alsberger noch einmal.

Aber außer dem Wind war nichts zu hören. Nicht einmal das Ticken einer Uhr.

Der nächste Raum, der an die Halle angrenzte, war die Küche. Es war so dunkel darin, dass Maria nach dem Lichtschalter suchte.

In der Spüle stapelten sich Kaffeebecher und benutzte Teller, auf der Anrichte daneben stand eine halb leere Flasche Wein. Eine bräunlich verfärbte Topfpflanze, die offensichtlich seit Wochen kein Wasser mehr bekommen hatte, kümmerte auf der Fensterbank vor sich hin.

»Kommen Sie mall!«, hörte Maria Alsberger rufen, der schon im nächsten Zimmer verschwunden war. »Ich glaube, ich habe den Zwerg!«

Sie eilte zu ihm in einen Raum, der zum Garten hinaus lag. Hier sah es aus, als wäre der Wind einmal hindurchgewirbelt und hätte alles zu Boden gefegt, was nicht niet- und nagelfest war.

Ein Regal war nach vorn gekippt, und überall auf dem Boden lagen Scherben. Jede Menge weißer und farbiger, kleiner und großer Bruchstücke. Manche aus grober Keramik, manche aus feinstem Porzellan.

»Sieht aus, als hätte jemand fleißig gesammelt. Keramikfiguren oder so etwas.« Alsberger stieß mit der Schuhspitze gegen einige Scherben. »Sehen Sie das? Wenn mich nicht alles täuscht, war das einmal ein Zwerg.«

Ein Unterkörper, graue Beine, die in hellblauen Stiefelchen steckten. Nicht allzu weit entfernt lag ein Kopf mit rundlichem Gesicht und roter Zipfelmütze.

»Und das da hinten, das sieht doch aus wie das Hinterteil von einem Pferd, oder?«

Vorsichtig ging er weiter, bis er neben dem Schreibtisch stand.

Er bückte sich und streckte die Hand aus, um sie sofort wieder zurückzuziehen, so schnell, als hätte ihn etwas gebissen.

»Verdammt«, sagte er leise.

Maria hatte es im gleichen Moment gesehen. Halb auf dem Teppich, halb auf den Bodenfliesen war ein riesiger rotbrauner Fleck.

»Das ist doch Blut, oder?« Alsberger schob ein paar Porzellan-splitter zur Seite.

Nach all den Jahren bei der Kripo wusste Maria nur zu gut, wie eingetrocknetes Blut aussah.

»Sieht ganz danach aus«, stimmte sie ihm zu.

Und es war verdammt viel Blut. Viel zu viel für irgendeinen kleinen Hausunfall.

Sie suchten alles ab. Gemeinsam gingen sie in jedes Zimmer. Schauten draußen im Garten hinter jeden Busch.

Es war niemand da. Weder im Haus noch auf dem Gelände.

»Gehen Sie zu den Nachbarn, Alsberger. Vielleicht weiß jemand, wo man die Beerkampfs erreichen kann. Ich bleibe hier und warte auf die Spurensicherung.«

Alsberger verschwand, und Maria informierte die Kollegen.

Am besten, sie setzte sich draußen in den Wagen, bis die anderen kamen. Sonst gab es wieder nur Ärger, weil sie Spuren verwischte oder, was mindestens genauso schlimm war, ein paar neue hinterließ.

Als sie die Haustür öffnete, zog sofort kühle Luft durch die Halle. Natürlich, die Terrassentür stand ja noch auf.

Sie ging ins Wohnzimmer zurück und schob die schwere Glastür zu. Mit einem Mal verstummte das Rauschen des Windes. Still war es. Als hätte jemand den Ton abgestellt. Bis auf ein seltsames Geräusch, so leise, dass Maria erst dachte, sie täuschte sich. Aber es war da. Ein Keuchen. Hinter ihr.

Sie zog ihre Waffe und drehte sich um. Da stand er schon im Zimmer. Groß, knochig und bleich.

Ein Mann, der aussah, als wäre er gerade von der Bahre des Totengräbers geklettert.

»Mein Gott!« Er starrte auf die Waffe in Marias Hand. »Was wollen Sie denn damit? Tun Sie bloß das Ding weg!«

»Kripo! Wer sind Sie? Herr Beerkamp?«

»Nein. Ich bin der Hausgeist. Verdammt noch mal, jetzt stecken Sie endlich die Pistole weg.«

»Wer sind Sie?«

»Fred Kullni. Ich bin ein Nachbar. Ein Freund von Viktor.«

Er mochte Anfang fünfzig sein und war so hager, dass seine dunkle Jacke an ihm herunterhing wie ein Sack. Sein Gesicht war blass, die Augen rot gerändert, mit grauen Schatten darunter. Das Markanteste aber an ihm war seine Nase, die, groß und gebogen, an den Schnabel eines Vogels erinnerte.

Ein Geier, dachte Maria. Ein abgemagerter Geier mit schwarzem Gefieder.

»Kripo? Was will denn die Kripo hier?«, fragte er.  
»Verraten Sie mir erst einmal, was Sie hier wollen! Und wie kommen Sie hier rein?«  
»Ich wohne gegenüber. Ich war vor einer Stunde mit Viktor verabredet. Aber da hat er nicht aufgemacht. Ich habe von drüben gesehen, dass in der Küche Licht brennt. Ist Viktor wieder da?«  
»Wie sind Sie reingekommen?«  
»Durch die Haustür, wie denn sonst? Sie war nur angelehnt.«  
Maria wusste, dass sie die Haustür aufgezogen hatte, bevor sie ins Wohnzimmer gegangen war. Aber hatte sie sie wieder zugemacht? Eher nicht.  
Sie steckte ihre Waffe ein.  
»Was machen Sie hier?«, wollte der abgemagerte Geier wissen.  
»Ist etwas passiert?«  
»Das wissen wir noch nicht. Viktor Beerkamp ist auf jeden Fall nicht da. Können Sie mir sagen, ob die Beerkamps einen Sohn haben? Vielleicht so im Grundschulalter?«  
»Nein. Die haben keine Kinder. Weder Mädchen noch Junge. Und jetzt verraten Sie mir bitte mal, was die Fragerei soll!«  
Fred Kullni fing an zu husten. Er hielt sich die eine Hand vor den Mund, die andere auf die Brust. Hustete und hustete. Sein Gesicht lief rot an. Die Tränen traten ihm in die Augen.  
»Alles in Ordnung?«  
»Ich muss mich mal setzen.« Bevor Maria es verhindern konnte, ließ Kullni sich in einen der Sessel fallen. »Schwere Bronchitis. Wenn Sie sowieso schon eine Raucherlunge haben, ist das ziemlich übel. Ich komme mir vor wie ein Fisch auf dem Trockenen. Man schnappt nach Luft und bekommt doch keine.«  
»Wir haben einen Notruf erhalten.« Maria setzte sich ihm gegenüber. Die Spurensicherung würde sie sowieso lynchen. »Von dem Anschluss, der auf diese Adresse gemeldet ist. Ein Kind, vielleicht acht, zehn Jahre alt.«  
»Einen Notruf? Von hier? Von einem Kind? Das ist aber seltsam.«  
»Ja, von diesem Anschluss aus. Wissen Sie, wo wir Herrn oder Frau Beerkamp erreichen können?«  
»Viktor müsste längst hier sein. Er war schließlich mit mir verabredet.«

»Vielleicht ist er auf der Arbeit?«  
»Bestimmt nicht. Er ist vor sechs Monaten vorzeitig in den Ruhestand gegangen.«  
»Und seine Frau? Auf dem Türschild steht eine Anna Beerkamp. Wo finden wir die?«  
»Anna Beerkamp finden Sie auf dem Friedhof. Sie ist nicht seine Frau, sondern seine Mutter und schon vor Jahren gestorben. Viktor ist mit Irina verheiratet, aber die wohnt nicht mehr hier. Sie ist ausgezogen.« Kullni begann wieder zu husten. »Irina hat jetzt eine Wohnung in der Weststadt.«  
Vor der Glasfront bewegte sich etwas. Maria sah, wie einer der Stühle scheinbar von Geisterhand gezogen einige Zentimeter zur Seite rückte. Der Wind musste ihn erfasst haben.  
Auch Fred Kullni hatte es gesehen.  
»Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Viktor hält immer seine Verabredungen ein. Da ist er absolut penibel. Er wird fuchsteufelswild, wenn man einen Termin mit ihm hat und zehn Minuten zu spät kommt.«  
»Weshalb waren Sie mit ihm verabredet?«  
»Er wollte ...« Kullni putzte sich die Nase. »Also, es war am Freitag. Da habe ich ihn auf der Straße getroffen. Er hat mich gefragt, ob ich nicht heute rüberkommen will zum Schachspielen. Viktor und ich, wir spielen ab und zu. Er hat das letzte Mal verloren. Viktor ist ein miserabler Verlierer, so etwas kann er nicht auf sich sitzen lassen. Er hat mir die Hölle heißgemacht, weil er seine Revanche wollte.«  
Kullni steckte das Taschentuch zurück in die Hosentasche.  
»So ein Mist«, sagte er.  
»Was denn?«  
»Ach ... nichts. Viktor wollte mir noch etwas geben. Ein ... ein Buch, das ich ihm geliehen hatte.«  
Wieder rumorte es auf der Terrasse.  
»Aber dass er die Stühle nicht weggeräumt hat! Bei dem Wetter! Sonst stellt Viktor sie immer in den Keller, wenn es regnet.«  
Im gleichen Moment krachte es so laut, als hätte der Himmel einen Riss bekommen. Erschrocken schaute Maria nach draußen. Sie sah gerade noch, wie ein Ast des riesigen Baumes zu Boden rauschte. Das frisch gesplitterte Holz leuchtete hell am Stamm.



Fred Kullni war aufgesprungen. »Was ist das denn?«  
Er ging so nah an die Glastür, dass er die Scheibe fast mit seiner Nase berührte.

»Na, da ist ein Ast abgebrochen.«

»Aber da ...« Kullni zeigte nach draußen. »Da liegt doch ...«

Schon hatte er die Tür aufgeschoben und rannte los, über den Rasen auf den Baum zu. Der Wind fuhr unter seine Jacke und hob sie in die Höhe, als würde er gleich auf schwarzen Schwingen davonfliegen.

»Kommen Sie!«, rief er Maria zu. »Kommen Sie! Schnell!«

Maria sah es schon, als sie noch etliche Meter vom Baum entfernt war. Aus dem Gewirr von Ästen, die auf dem Boden lagen, schaute etwas hervor.

Ein kleiner Schuh. Eine helle Hose.

Es war das Bein eines Kindes.

## Wenn Wünsche in Erfüllung gehen

War er tot? Einen kurzen schrecklichen Moment lang hatte Maria es geglaubt. Bis der Junge die Augen aufmachte. Voller Entsetzen schaute er in Kullnis ausgemergeltes Gesicht und kniff die Augen sofort wieder zu.

»Oh Gott, oh Gott!« Fred Kullni beugte sich über den Jungen und tätschelte ihm die Wange. »Komm, Kleiner, sag was!«

Aber der Kleine blieb stumm.

Während Maria vorsichtig das benommene Kind aus den Ästen befreite, rief Fred Kullni einen Krankenwagen.

Zum Glück fanden sie in der Geldbörse des Jungen einen Adressaufkleber. Unter der Telefonnummer meldete sich ein Mädchen. Ja, sie habe einen kleinen Bruder, der heiße Niklas. Aber die Eltern seien nicht zu Hause, die Mutter auf der Arbeit in Rohrbach.

Als Maria die Mutter endlich erreichte, musste sie ihr hoch und heilig versprechen, Niklas nicht allein zu lassen. Frau Reissner wollte direkt von Rohrbach aus in die Klinik kommen.

Also stieg Maria mit in den Krankenwagen und hielt auf der Fahrt Niklas' Hand. Der Junge sagte immer noch kein Wort, machte nur ab und zu die Augen auf, wie um sich zu vergewissern, dass sie noch da war.

Kaum hatte der Wagen vor der Notaufnahme gehalten, da stürzte Frau Reissner auch schon auf sie zu. Aufgeregt redete sie auf ihren Sohn ein, der, so schien es Maria zumindest, gleich noch ein bisschen blässer wurde.

Die übliche Maschinerie lief an. Niklas wurde geröntgt. Dann musste er ins CT.

Maria wartete mit Katharina Reissner auf dem hell erleuchteten Klinikflur.

»Aber warum lag er da im Garten? Auf dem Boden?« Niklas' Mutter liefen die Tränen über das Gesicht. »Dabei hatte ich ihm verboten, dorthin zu gehen.«

»Wissen Sie, was Ihr Sohn bei Herrn Beerkamp wollte?«

Frau Reissner wischte sich mit einem Taschentuch über die Wangen.

»All das tun, was er zu Hause nicht darf. Süßigkeiten in sich reinstopfen und Schwachsinn in der Glotze sehen. Ich hatte von Anfang an ein ungutes Gefühl. Aber Niklas hört ja nicht. Sein toller Freund Viktor! Auf den lässt er nichts kommen.«

»Sie scheinen Herrn Beerkamp nicht besonders zu mögen?«

»Wie fänden Sie es denn, wenn Ihr Sohn ständig bei einem alten Mann rumhängt und sich da mit Eis und Schokolade vollstopft? Aber zwei Tage später kommt er dann wieder weinend von der Schule, weil ihm die anderen ›Fetti‹ hinterherrufen.«

Katharina Reissner presste das Papiertaschentuch in ihren Händen zu einer kleinen Kugel.

»Niklas hat gesagt, sie würden zusammen was spielen, er und dieser Beerkamp. Schwarzer Peter. Mau-Mau. Aber mit solchen Sachen konnte man ihn noch nie hinter dem Ofen hervorlocken. Das interessiert Niklas überhaupt nicht.«

Sie verzog verächtlich die Mundwinkel.

»Vor zwei Wochen bin ich hin, um mit dem Mann zu reden. Da hat er den lieben Onkel gemimt. Ich habe ihm gesagt, ich will nicht, dass mein Sohn bei ihm ist. Er soll ihn wieder wegschicken, wenn er kommt. Drei Tage später hatte Niklas Schokoladenflecken auf dem Pullover, als er nach Hause kam. Angeblich war er nur draußen spielen.«

Die Ärztin kam aus dem Zimmer. Frau Reissner sprang auf.

»Und? Was ist?«

»Dass er nicht mehr gesprochen hat, das war wohl nur der Schreck. Er hat ein paar Prellungen und Schürfwunden und außerdem ein verstauchtes Handgelenk. Aber keine Sorge, das wird alles wieder. Sie können jetzt zu ihm.«

Katharina Reissner verschwand sofort im Krankenzimmer. Gleich darauf konnte man ihre aufgeregte Stimme hören.

Maria wartete. Als es nach einigen Minuten drinnen still wurde, klopfte sie an die Tür.

»Darf ich? Nur ganz kurz?«, bat sie.

Frau Reissner stand vor dem Fenster, eine Steilfalte auf der Stirn. Niklas' Handgelenk war bandagiert, und sein rundliches Gesicht hatte eine leicht grünliche Färbung. In dem großen Bett wirkte er ziemlich verloren.

Er hatte nur kurz den Kopf gehoben, als Maria hereinkam, und

gleich wieder auf die Bettdecke geschaut, so schuldbewusst, als hätte er die Bank von England ausgeraubt.

Es dauerte ein wenig, bis Maria Frau Reissner davon überzeugen konnte, dass es besser war, wenn sie allein mit Niklas reden würde.

Ihr Instinkt sagte ihr, dass der Junge garantiert nichts erzählen würde, solange seine besorgte Mutter neben ihm stand. Zumindest nichts, was man einer sowieso schon besorgten Mutter besser verschwiege.

»Hallo, Niklas. Ich bin im Krankenwagen mit dir hergefahren«, begann Maria, als Frau Reissner endlich das Zimmer verlassen hatte. »Erinnerst du dich?«

»Klar«, kam es zaghaft vom Bett.

»Du weißt, dass ich von der Polizei bin?« Sie setzte sich vorsichtig auf die Bettkante. »Hast du uns angerufen?«

Niklas blieb stumm.

»Kannst du mir sagen, was passiert ist?«

Wieder keine Antwort.

»Hast du Angst, ich könnte deiner Mutter etwas weitererzählen? Ich habe als Kind auch oft Sachen gemacht, die ich eigentlich nicht tun durfte. Ich kenne das. Ich muss deiner Mutter nicht alles sagen.«

Es dauerte eine Weile. Dann sah der Junge sie endlich an.

»Mama will immer alles wissen, aber wenn ich dann was sage, dann regt sie sich auf.«

»Ich kann Geheimnisse gut für mich behalten«, versprach Maria.

Niklas zögerte.

»Sie ... sie will nicht, dass ich zu Viktor gehe. Mama kann ihn nicht leiden.«

»Aber du hast ihn gern?«

Der Junge nickte kaum merklich.

»Hast du im Baum gesessen?«

»Ich war fast ganz oben. So hoch war ich noch nie.«

Maria hatte es sich schon gedacht. Vom Himmel konnte das Kind schlecht gefallen sein.

»Also, was ist bei Viktor im Haus passiert?«

Niklas rutschte ein wenig höher im Bett. »Die ... die haben mit ihm gekämpft. Und dann haben sie ihn mitgenommen.«

»Wer hat mit wem gekämpft?«

»Die Terroristen. Mit Viktor. Weil ... weil doch alles kaputt war. Die haben bestimmt gekämpft.«

»Hast du das gesehen?«

Doch der kleine Niklas hatte nichts und niemanden gesehen. Weder Viktor Beerkamp noch einen Kampf, noch irgendwelche Terroristen. Als auf sein Klingeln niemand reagiert hatte, war er um das Haus herum zur Terrasse gelaufen.

»Ich wollte nachsehen, ob Viktor im Wohnzimmer ist. Manchmal hört er da ganz laut Musik. Die Tür war auf. Ich bin rein und ... Ich habe ihn gesucht. In dem einen Zimmer, da lag alles voll Scherben. Das Pferd ist auch kaputt. Er hat gesagt, das schenkt er mir mal. Dann hab ich angerufen und mich versteckt. Hinter dem Busch. Ich wollte sehen, ob die auch kommen.«

»Die Polizei meinst du?«

»Ja ... Als das Auto kam, bin ich im Garten auf den Baum geklettert.« Niklas schaute betrübt auf sein bandagiertes Handgelenk. »Ich wollte Viktor fragen, ob die neue Staffel da ist. Wir gucken immer zusammen Jack Bauer. Ich muss Jack Bauer sehen, ich gehe nämlich später mal zur CTU. Das dürfen Sie Mama aber nicht verraten. Mama hat gesagt, wenn ich noch mal zu Viktor gehe, darf ich in den Sommerferien nicht zu Oma.«

Maria hatte keine Ahnung, wer Jack Bauer war. Und dass ein Junge in dem Alter unbedingt zur CDU wollte, das hatte sie auch noch nicht gehört.

»Du willst zur CDU?«

»C T U«, sagte Niklas so laut, als hätte er eine schwerhörige Achtzigjährige vor sich. »Das ist die Anti-Terror-Einheit in Amerika. Dann ist der Präsident mein Boss. Und wenn jemand versucht, ihn umzubringen, dann rette ich ihn.«

»Aha, ich verstehe.« Auch von der CTU hatte sie noch nie gehört. Wahrscheinlich sah sie einfach zu wenig fern.

»Mama sagt, das ist zu brutal, das soll ich nicht sehen. Aber Viktor findet Jack Bauer auch toll.«

Der nette Viktor hatte ihm außerdem sein Lieblingseis gekauft, Schokoladeneis mit Keksstückchen drin, ihm Pizza bestellt, wann immer er wollte, und ihm gezeigt, wo man seinen Fuß hinsetzen musste, um auf den Baum im Garten zu klettern, was, wie Maria vermutete, zu Hause ebenfalls strengstens verboten war.

Für einen Jungen, den seine besorgte Mutter auf Diät gesetzt hatte, weil er wegen seines Übergewichts in der Schule gehänselt wurde, musste ein Nachmittag bei Viktor Beerkamp wie ein Nachmittag im Paradies sein.

Niklas zupfte an seiner Bandage. »Die Terroristen, die wollten bestimmt Viktors Waffe haben.«

»Was denn für eine Waffe?«

»Ich weiß nicht, ob ich das erzählen darf.«

»Du willst doch, dass wir ihn finden, oder? Dann müssen wir das wissen.«

Niklas schien zu überlegen, ob er das Männergeheimnis verraten durfte.

»Viktor meint, Jacks Waffen sind nur Ballerwaffen«, sagte er schließlich. »Seine Waffe ist viel besser. Bei der fließt nämlich kein Blut. Das sind die besten Waffen. Die ohne Blut. Das soll ich mir für später merken, wenn ich mal Agent bin.«

»Und was ist das für eine Waffe, die Viktor hat?«

»Weiß ich nicht. Ich durfte sie nicht sehen. Sie war noch nicht ganz fertig. Vielleicht ist das so was mit Gas drin. Oder mit einem Laserstrahl. Die wollte bestimmt jemand haben. Aber Viktor hat nicht verraten, wo sie ist, und dann haben sie ihn mitgenommen. Und jetzt foltern sie ihn.«

Wahrscheinlich hatte Niklas' Mutter gar nicht so unrecht damit, ihrem Sohn diesen Jack Bauer zu verbieten.

»Wann hast du Viktor das letzte Mal gesehen?«

»Am Mittwoch. Nach der Schule. Da war ich bei ihm, weil er doch die neue DVD bestellt hat. Aber die war noch nicht da.«

»Und deshalb bist du heute noch mal hin?«

»Ja. Es sind die letzten Folgen. Die muss ich noch sehen.«

»Was habt ihr sonst gemacht, wenn du da warst? Ihr habt doch nicht nur diese Serie angeschaut, oder?«

»Doch.« Niklas studierte die Bettdecke. »Fangen Sie jetzt auch damit an? Er hat mir nichts getan. Mama hat mich das auch schon gefragt. Mindestens fünf Mal.«

»Na ja, es gibt Männer, die tun Dinge, die nicht in Ordnung sind.«

»Viktor aber nicht.«

»Es war auf jeden Fall gut, dass du die Polizei angerufen hast.«

Und wenn dir noch etwas einfällt«, Maria holte eine ihrer Visitenkarten hervor, »dann rufst du mich an, ja?«

Niklas schaute sich die Karte ganz genau an. Dann schob er sie unter die Bettdecke.

»Sagen Sie es ihr? Das mit Jack Bauer?«

»Nein, mache ich nicht.«

»Viktor kommt doch bald wieder?«

Maria konnte hören, dass Niklas Angst hatte. Vielleicht sorgte er sich doch nicht nur um Eis und Pizza.

»Ich hoffe es.«

»Er kommt bestimmt wieder. Wenn er tot wäre, dann hätten sie ihn ja einfach liegen lassen können. Oder, was meinen Sie?«

»Mach dir mal keine Sorgen, Niklas. Sicher ist dein Freund bald wieder da.«

Als Maria das Klinikgebäude verließ, regnete es zum Glück nicht mehr. Sie beschloss, zu Fuß zur Polizeidirektion zurückzugehen. Im Büro würde sie noch lange genug sitzen.

Von der Ernst-Walz-Brücke konnte sie in das graue, aufgewühlte Wasser des Neckars sehen, der in hohem Tempo unter ihr dahinfließ. Kaum vorstellbar, dass sich auf den Wiesen am Ufer bald wieder die Menschen drängen würden.

Aber es war jedes Jahr das gleiche Spiel. Sobald die ersten wärmenden Sonnenstrahlen herauskamen, verwandelte sich der Uferbereich in eine Art Freizeitpark. Schmusende Pärchen, Sonnenanbeter und Jugendliche in Partylaune teilten sich das Terrain. Jetzt aber war nicht mal jemand mit dem Hund unterwegs.

In der Mitte der Brücke begann das Handy in der Innentasche ihrer Jacke zu klingeln. Es war Alsberger. Maria hatte es ihm überlassen, sich in Beerkampfs Haus um alles Weitere zu kümmern. Er wollte wissen, wie es dem Jungen ging.

»Zum Glück ganz gut«, sagte sie. »Es ist genau, wie ich vermutet habe. Er saß im Baum. Beerkamp hat ihm irgendetwas von einer Waffe erzählt, an der er bauen würde.«

»Was für eine Waffe?«

»Keine Ahnung. Der Junge wusste auch nicht mehr. Eine, bei der kein Blut fließt. Das war alles ein bisschen konfus, was der Kleine erzählt hat. Was sagt denn die Spurensicherung?«

»Eine Waffe haben die auf jeden Fall nicht gefunden. Das hätten sie mir bestimmt erzählt. Ich habe gerade noch mit einem von ihnen gesprochen.«

»Haben die sonst irgendetwas entdeckt, was uns weiterhilft?«

»Sie sagen, in dem Zimmer hätte wahrscheinlich jemand mit einer stark blutenden Wunde auf dem Boden gelegen. Vermutlich eine Kopfverletzung. In dem Blut klebten Haare. Und sie ha...«

Ein Rettungswagen mit Blaulicht und Martinshorn raste an Maria vorbei.

»Was haben die?«, rief sie in ihr Handy.

»... vereinzelt Blutspuren auf dem Weg hinter dem Haus gefunden. Könnte sein, dass dort jemand entlanggeschleift wurde. Aber sicher können sie das nicht sagen. Dazu hat es zu stark geregnet. Beerkampfs Brieftasche liegt im Haus. Und sein Handy auch. Wir haben die ganze Nachbarschaft abgeklappert. Beerkamp hat seit Tagen niemand mehr gesehen.«

Das hörte sich nicht gut an. Gar nicht gut.

»Was ist mit seiner Frau? Haben Sie die erreicht?«

»Ja. Sie ist seit dem Wochenende bei einer Freundin in Würzburg. Sie hat keine Ahnung, wo ihr Mann sein könnte. Aber sie hat zugesichert, dass sie sofort zurückkommt. Sie ha...«

Maria drehte sich mit dem Rücken zum Wind, damit sie Alsberger besser verstehen konnte.

»... Angst, dass ihr Mann sich etwas angetan haben könnte. Er hat sie Freitagabend ein paarmal bei der Freundin angerufen. Das hat sie ziemlich genervt. Beim letzten Telefonat hat sie ihm gesagt, dass sie endgültig die Scheidung will, und dann das Handy ausgestellt.«

»Und jetzt macht sie sich Vorwürfe.«

»Ja, aber ich habe ihr gesagt, dass wir nicht von einem Selbstmord ausgehen. Es gibt ja keinerlei Hinweise darauf. Und das verwüstete Zimmer, das passt nicht.«

Sicher, das musste die Frau ungemein aufgemuntert haben. Aber Maria verkniff sich ihre Bemerkung. Sie wollte ja nicht mehr mit Alsberger streiten. Vera zuliebe.

»Schräg gegenüber lebt eine ältere Frau. Bei der im Haus wohnt übrigens dieser Kullni. Sie war sich nicht ganz sicher, aber sie glaubt, sie hat am Freitag Licht bei Beerkamp gesehen. Das ist bisher alles.«

»Lassen Sie die Umgebung absuchen. Ich setze mich mit den Kollegen vom Fahndungsdezernat in Verbindung.«

Es musste eine Überwachung für Beerkamp's Haus organisiert werden, zumindest elektronisch. Falls Viktor Beerkamp zurückkam, sollten sie möglichst schnell davon erfahren.

Noch hatte Maria die Hoffnung, dass er wieder auftauchen würde. Auch wenn es nur ein kleiner Funke war.

Gegen neun machte sie sich von der Polizeidirektion auf nach Hause. Sie hatten inzwischen alle Krankenhäuser abtelefoniert. Ein Mann namens Viktor Beerkamp war nirgends eingeliefert worden und auch niemand, auf den seine Beschreibung gepasst hätte. Das Gelände, das an Beerkamp's Haus angrenzte, war abgesucht worden. Vergeblich.

Frau Beerkamp war noch unterwegs. Maria hatte ein Treffen für den nächsten Morgen vereinbart.

In ihrem Kopf pochte es dumpf, und ihre Laune war auch nicht gerade besser geworden. Hinweise auf ein Gewaltverbrechen, aber keine Spur vom Opfer, das war so ziemlich das Übelste, was einem Ermittler unterkommen konnte. Da würde sie doch lieber die Papierstapel in ihrem Büro abarbeiten.

Missmutig schloss sie die Haustür auf. Im Treppenhaus roch es wie immer in den letzten Wochen. Nach altem Haus eben. Nicht nach Bratkartoffeln. Nicht nach Knoblauchhühnchen. Nicht nach gebratenen Zwiebeln. Die typischen Gerüche, die sich breitmachten, sobald Arno da war.

In ihrer Wohnung holte sich Maria eine Schmerztablette aus dem Badezimmerschrank und ein Glas Rotwein aus der Küche. Dann legte sie sich auf die Couch.

Es dauerte eine ganze Stunde, ehe sie sich endlich aufraffen konnte, Vera anzurufen. Aber ihre Tochter nahm wieder einmal nicht ab. Maria hinterließ ihr einen Gruß auf der Mailbox. Kopf hoch! Bald sei sie eine richtige Architektin. Und ihre Mutter sei jetzt schon riesig stolz auf sie.

Maria wusste nicht so recht, was sie sonst hätte sagen sollen. Hauptsache, Vera wusste, dass sie an sie dachte.

Dann versuchte sie, Arno zu erreichen. Aber auch der meldete sich nicht.

Ob er in einem heimtückischen italienischen Funkloch steckte?

Vor lauter Enttäuschung pochte es schon wieder in ihrem Kopf. Wenn keiner mit ihr reden wollte, dann eben nicht. Das hieß wohl, dass sie jetzt schlafen sollte.

Im Bett wälzte sie sich hin und her, machte das Fenster auf, dann zu, dann doch wieder auf. Als sie das letzte Mal auf die grünen Leuchtziffern des Weckers sah, zeigten sie genau ein Uhr.

Sie zog die Decke bis zur Nase, trotzdem froh sie.

Der Wind, der den Jungen vom Baum geschüttelt hatte, war von draußen hereingekommen. Sie musste ihn vertreiben, das Fenster aufmachen, damit er wieder hinauskonnte.

Doch kaum hatte sie das Bett verlassen, sah sie, dass sie gar nicht in ihrem Schlafzimmer, sondern in Arthurs Büro war. Arthur putzte immer noch. Der Wassereimer stand neben ihm auf dem Boden. Er hatte die Tür des Garderobenschanks geöffnet und wischte sie sorgfältig ab. Aus dem Schrank zog es kalt heraus. Da kam also der Wind her!

Vorsichtig spähte Maria hinein.

Wo sonst die Rückwand gewesen war, gähnte eine mannshohe Öffnung in der Mauer. Es war der Beginn eines schmalen Gangs, eng und feucht, aus grobem Stein gemauert. An der Decke hingen Neonleuchten, die ein kaltes Licht verbreiteten.

Maria folgte dem Gang. Er führte steil in die Tiefe. Sie spürte den kalten Boden unter ihren nackten Füßen. Immer weiter ging es abwärts. Und mit jedem Schritt wurde es noch ein wenig kälter.

Er endete vor einer schweren Bronzetür, die sie nur mit Mühe aufziehen konnte. Dahinter lag ein großer kahler Raum, mit weißen Kacheln am Boden und an den Wänden. Das Licht war hier so grell, dass es in ihren Augen schmerzte.

In der Mitte stand ein Seziertisch, bedeckt von einem weißen Leinentuch. Darunter zeichneten sich die Umrisse eines Körpers ab. Dort lag jemand. Aufgebahrt.

Maria wollte wieder umkehren, aber sie konnte sich nicht mehr von der Stelle bewegen. Es war, als wäre sie am Boden festgefroren und müsste, von der Kälte gebannt, auf den bedeckten Körper schauen.

Unter dem Leinentuch regte sich etwas. Eine Hand schob sich

hervor. Die Finger bewegten sich. Als wollte der, der da unter dem Tuch verborgen lag, dass sie näher kam.

Ein klapperndes Geräusch ließ Maria herumfahren. Arthur stand hinter ihr, mit dem Putzeimer in der Hand. Er schaute mit finsterem Blick auf den Seziertisch und schüttelte den Kopf.

Maria wusste, was er dachte. Nein, sie konnte es hören. Es war ein Wispern. Erst ganz leise, dann wurde es immer deutlicher. Die weiß gekachelten Wände warfen es tausendfach zurück.

*Wehe dem, des Wünsche in Erfüllung gehen. Wehe dem, des Wünsche in Erfüllung gehen. Wehe dem, des Wünsche in Erfüllung ...*

\*\*\*

Wohl zum zwanzigsten Mal schaute Regina Freilich auf den Wecker. Sechs Uhr. Endlich war die Nacht geschafft. Sie hatte kaum ein Auge zugetan. Als sie gerade eingeschlafen war, und das war schon spät genug gewesen, hatte der Hund angefangen zu bellen. Danach hatte sie nicht mehr zur Ruhe gefunden.

Aber das war ja auch kein Wunder, bei dem, was hier gestern los gewesen war. Die Polizei hatte alles abgesucht. Dann war dieser junge Beamte da gewesen und hatte nach dem Nachbarn gefragt.

Da musste irgendetwas Schlimmes passiert sein, sonst würden die nicht so einen Aufstand machen.

»Bennie!« Der Hund lag wie üblich lang ausgestreckt auf ihrem Bettvorleger. »Jetzt wird aufgestanden! Hopp!«

Regina Freilich setzte sich auf, um gleich darauf angewidert den Fuß vom Bettvorleger zurückzuziehen. Der Hund hatte mal wieder im Schlaf gesabbert.

Aber wer war schon ohne Fehler? Andere hatten dafür einen Mann, der die ganze Nacht schnarchte.

Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe und streifte den gelben Bademantel über. Als Erstes wurde die Zeitung reingeholt. Ein Frühstück ohne Zeitung war wie Brot ohne Butter.

Regina Freilich sah es sofort, als sie die Haustür öffnete. Das Paket stand am Kellerabgang, wo die Treppe zur Wohnung des Untermieters hinunterführte. Ein kleines Paket, nicht größer als ein Schuhkarton, mit einer Kordel umwickelt. Sie ging raus, um es genauer anzuschauen.

Es sah aus, als hätte es vorher irgendwo lange Zeit im Dreck gestanden. »Alfred Kullni – persönlich« stand darauf. Das war alles. Kein Absender. Keine Briefmarken.

Jemand musste es in der Nacht dorthin gestellt haben. Gestern Abend, als sie mit dem Hund draußen gewesen war, hatte es auf jeden Fall noch nicht da gestanden.

Hinter ihr kam Bennie angelaufen. Er drängte sich an ihr vorbei und schnüffelte an dem Paket, wedelte begeistert mit dem Schwanz und schob es mit der Schnauze ein Stück vor, sodass es fast die Treppe hinuntergefallen wäre.

Regina Freilich zog den Hund weg. Bennie begann kläglich zu winseln.

So ein Retriever hatte eine feine Nase. Der konnte einfach alles riechen. Was mochte da drin sein? Etwas Essbares? Wurst? Schinken?

Der Vater von diesem Kullni lebte auf einem Hof im Odenwald, das wusste sie. Vielleicht hatte der etwas geschickt, weil der Sohn mal wieder pleite war.

Ein blöder Schnorrer war das, dieser Alfred Kullni. Ständig borgte er sich etwas und brachte es dann nicht zurück.

Bennie jaulte und versuchte, sich loszureißen. Der Sabber lief ihm aus dem Maul. Bestimmt war etwas Essbares in dem Paket.

Regina Freilich schaute zur Straße. Es war niemand zu sehen. Beherzt griff sie sich das Paket und nahm es mit ins Haus. Nicht, dass es noch nass wurde. Bei dem Wetter wusste man nie, ob es nicht gleich wieder anfangen würde zu regnen.

Drinnen im Wohnzimmer schüttelte sie es vorsichtig. Es rutschte etwas darin hin und her. Schwer war es nicht. Sie schüttelte es noch einmal, drehte und wendete es. Unten in einer der Ritzen klebte etwas Bräunliches. Als wäre eine Flüssigkeit ausgelaufen.

Neben ihr winselte es kläglich.

»Jetzt sei mal ruhig, Bennie. Du verrätst uns noch.«

Welche Strafe wohl darauf stand, ein Paket zu öffnen, das einem nicht gehörte?

Sie stellte es auf den Tisch. Am besten, sie frühstückte erst einmal. Der Kullni stand sowieso nie vor Mittag auf.

Regina Freilich ging in die Küche und holte die Marmelade aus dem Kühlschrank. Die Butter. Milch. Und heute mal wieder ein Ei. Ob die Eier noch gut waren?

Ein faules Ei, genau das war dieser Kullni. Und sie war so dämlich gewesen und hatte sich das faule Ei ins Haus geholt. Arbeiten war für den doch ein Fremdwort.

Reingefallen war sie auf den. Aber wenn der nicht bei den Beerkampfs ein und aus gegangen wäre, dann hätte sie ihm die Wohnung auch nicht vermietet.

Armer Kerl, dieser Beerkamp. Es würde sie nicht wundern, wenn man ihn irgendwo im Wald fände, am Baum, mit einem Strick um den Hals. Wo ihm doch die Frau weggelaufen war.

Nur gut, dass sie ihren Bennie hatte.

Sie schaute sich um. »Bennie?«

Er kam doch sonst immer sofort angelaufen, wenn sie den Kühlschrank aufmachte.

Sie ahnte es schon, als sie die Tür zum Wohnzimmer aufstieß.

Bennie hatte das Paket vom Tisch gezogen und seine Zähne tief hineingegraben. Pappfetzen übersäten den Teppich.

»Was machst du denn da? Gib das sofort her! Lass los!«

Ein dumpfes Grollen kam aus der Hundekehle. Regina Freilich zerrte an dem Paket. Aber Bennie dachte gar nicht daran, seine Beute herzugeben.

»Also! Wirst du wohl!«

Sie hob die Hand. Endlich ließ er los.

Nun war der Karton an einer Seite eingerissen.

»Jetzt sieh dir an, was du gemacht hast! Du bleibst da!«

Sie ging mit dem Paket in die Küche und schlug dem Hund die Tür vor der Schnauze zu.

»Und wehe, du kratzt wieder! Dann setzt es was!«

So konnte sie den Karton nicht mehr zurückstellen. Unmöglich. Jetzt war sowieso alles zu spät. Da konnte sie auch mal reinschauen.

Regina Freilich nahm das scharfe Küchenmesser aus der Schublade und trennte die Kordel durch. Dann klappte sie die Papplaschen zur Seite.

Ein paar winzige Federn, die an einer der Laschen gehangen hatten, flogen durch die Luft und sanken langsam auf den Küchenboden. So weiß, weich und flaumig, als wären sie von einem Engel.

Im Paket lag etwas, das in Zeitungspapier eingewickelt war. Als sie das Papier anhob, fiel ein kleiner rundlicher Gegenstand an der

Seite heraus und landete mit einem dumpfen Geräusch auf den hellen Kacheln des Küchenbodens.

Vorsichtig stieß sie mit dem Pantoffel dagegen, um gleich darauf einen kurzen spitzen Schrei auszustoßen.

Bennie fing an zu bellen und kratzte an der Tür.

Regina Freilich aber stand da, zur Salzsäule erstarrt, und schaute voller Entsetzen auf das kleine runde Etwas.